



Die Heimat

Zu Gustav Schülers 70. Geburtstag am 27. Januar

Von Dr. Franz Lüdke

Als vor wenigen Monaten der Dichterpreis der Neumark zum ersten Male verliehen wurde und an Gustav Schüler fiel, war jeder, der das Schicksal dieses Mannes kannte, über die Ehrengabe erfreut. Er wurde plötzlich hineingestellt in das Licht einer Öffentlichkeit, die er lange, fast allzu lange gemieden hatte. Denn trotz vieler Erfolge blieb er ein einfacher, immer einfacher, immer schüchterer und feinfühlsamer Dichter, so eigentümlich — und das ist die „Natur“ in ihm — ein Bauer. Wie in seinem Leben und Werken hat der Intellektualismus Macht über ihn gewonnen; die innere Verbindung zur Scholle, zum Urboden der Heimat hatte Bestand und strömte sich in einer Flut von Bildern aus.

„Heilige Heimat“, so heißt eines seiner Vorwörter, von denen er wohl an die zwanzig veröffentlicht hat. Ja, heilig ist ihm, dem treuen Sohn der Heimat, die Mark, das Oberbrandland, darin er Kindheit und Jugend und — nach kurzen Wanderjahren heimkehrend — sein Mannesleben gebettet fand. Er ist ohne die Stromlandschaft mit ihren Hügeln und Weiten, mit ihren Farben und ihrer Stille, ihren vom lauten Treiben absehbigen Menschen nicht zu denken. „Die fernestehenden Felder des Oberbruchs sind die stillen Ausgänge meiner immer wachen Sehnsucht nach der Schönheit, die leise angehaucht sein will, nach der frohlockenden Freude an den kleinen Dingen und nach dem Strohblenden über heute und morgen hinaus.“ In diesen knappen Einleitungsworten zu seinem Bekenntnis „Was mir meine Heimat mitgibt“ läßt er die Sehnsucht seines Lebens anklingen. Wirklich, Gustav Schüler ist stets ein Mensch der Sehnsucht geblieben, und das bedeutet sein lautes Begehren, sein Ausruhen auf erworbenem geistigen oder sonstigen Besitz, sondern eine immer sich erneuernde Unruhe, ein Endverstum in Kampf und Not und wieder heimliches Glück.

„Das Strömende und Stürzende meines Lebens will ich wohl von meiner sehr geliebten Oder gelernt haben, deren krause Strudel sich oft in meiner Seele spiegeln.“ Schüler weiß um das Zweifelhafte seines Seins, um das Wackelige, an Vergeblichkeit Dingeschehene wie um die innere Not, um das Dämonische in sich. Er verbodet nichts; er ist völlig ehrlich.

Als Sohn eines armen Bruchbauern, bei dem die Not alle Freuden überwiegt, wurde Gustav Schüler am 7. Januar 1868 in Rat. Nees im Kreis Königsberg Nm. geboren. „Dem stets lebensigen Hange zum Träumen konnte ich als Hütelinge“, erzählt er, „wundervoll nachsehen.“ So wurde er zum Dichter und war bei aller äußeren Armut „ein König in

seinem Reich“. Das Geschick hat ihn zum Lehrer, dann zum Schriftleiter und schließlich, in unbefriedigbarem Freiheitsdrängen, zum antlosen Mann der Feder gemacht. Nur Dichter wollte er sein, weiter nichts; viele Zeitungen und Zeitschriften gaben ihm Raum für seine Verse, auch für seine lebensbunten Skizzen, die er in dem Bändchen „Von Tieren und Varenen“ zusammenstellte. Er reiste durch die Gänge und trug seine Dichtungen vor. Dann



(Photo: J. Neumann, Neudamm.)

kehrte er wieder in die Stadt zurück, die ihm zum Heile geworden war; nach dem in waldreiche Oberberge freundlich eingekerkerten Freienswalde. Es ist, als ob der Name der Stadt sinnbildlich für ihn wäre...

„Heimat, wie ich deines Namens bin,
Wie ich gläubig deine Wasser liebe,
Meinen dir verborenen Sonnenstimm
Zwischen den Bäumen in den Himmel hebe!
Stell wasch ich deine Saaten mit,
Deinen Wiesen bin ich tief vertieft,
Deine Wege atmen meinen Schreien,
Deinen Blumen bin ich eingebettet...“

Er jauchzt: „Du meine grüne Mark!“ Er spürt den Wind, die Frühlingsnächte, Oster, den Maien, die Entzeit, den sommerlichen Mittagsanbruch, den Herbst, wenn die Wäldchen jenseit und im Sturm der Ackerwald rauscht, den schneeebenen Winter, in dessen Frost das Eis der Oder bricht... Und er bleibt der Bauer. In unzählbaren Bildern hat er sein Bauerntum bekannt, voll innerlichem Stolz — mit dem Dichten ein. „Mein Stamm sind Bauern, fleißigste Schö...“ Schülers Bauernlieder sind so völlig ernst, erlebt, überzeitlich und gerade darum heute so zeitgemäß.

Nie ist Schüler ein Mensch des Dogmas, der engen Konfession gewesen. Sein Gott war nicht begrifflich zu analysieren. Aber innerlich war er eine Macht, eine Kraft, eine Wirklichkeit. Er konnte die Liebe, die Freude, das „Strahlende“ sein, das Glück, das Licht — und dann auch der Sturm, die Not, die rüttelnde Angst! Dieser Gott lebt im Blut, im Bauernsein, in der deutschen, ostmärkischen Komplexart, über der Scholle, im sehnsüchtigen, suchenden, blutenden oder seltsamen Dieren.

Mit ernstem Vied hat Schüler den Weltkrieg begleitet, mit Horn die Zeit der Schmach durchlitten. Aber inmitten der Wirnis fühlt und hört er die Schreie zu Gott, die Schreie eines Volkes, das in Gefahr ist, sein Vieles zu verlieren, wenn das Fremde, das Unheimliche, das Heidentum draußen Sieger bleiben sollte. Er wittert mit dem Spürsinn des naturnahen Menschen das Gift, das man uns einträufelt, um uns für immer zu lähmen. Er erkennt mit dem Empfinden seiner starken Gottgläubigkeit, daß man uns gottlos machen wollte. Und dagegen brennt sich sein deutsches Wesen auf. Während damals die mostwärtige Gottlosenpropaganda die deutschen Strohen entehrte, flinst sein Natur, sein Bauernut:

„Die Menschheit siebert. Geister alken empor,
Mit Schwung gestärkt, mit Kräften, heimlich groben.

Zu Gott hinaus! Und wenn uns gleich sein Licht
Zäh in die Augen fällt...“

„Wort, höre uns:
Wir müssen dich für unsere Kinder haben!“

Der Bauer, der Dichter weiß: Deutschland erwacht! Und dankbar reicht auch er dem Führer aus soviel Not die Hand. Das Blut der Oberbruchsauern, der alten Grenzlandhüter, das kämpferische Blut des deutschen, des nordischen, Deutschen, pulst in den Adern Gustav Schülers.

Aus der Geschichte des Dorfes Mauskow

Von Karl Schlösser

(Fortsetzung und Schluß.)

Veränderungen

im 19. Jahrhundert

Als 1819 Preußen auftrug, das Joch der Franzosen aufzubrechen, da fand auch die Ehre unseres Dorfes dabei. Eine Ehrentafel in der Kirche nennt die drei Helden, die ihre Liebe zum Vaterland mit ihrem Blute besiegelten. Es sind das der Kanoniker Martin Koberlein, der Dorfnot Friedrich Greiler und Martin Kopp.

Die nach den Freiheitskriegen durchgeführten Reformen von Stein und Hardenberg bringen auch für unsere Gemeinde manche Veränderung. Die Bauern und Kossäten werden persönlich frei. Ihre Böde werden ihr unbefristetes Eigentum. Im Jahr 1808 kommen die Dienste zur Ablösung. Obwohl schon vor längerer Zeit die lastendsten Dienste in ein Dienstgeld umgewandelt sind, erfolgt jetzt erst die endgültige Berechnung und Befreiung. Durch Amortisation ist dann im Laufe der Zeit die Abgabe fast verschwunden.

Auch die Wirtschaftsumform erzählt eine Umgestaltung. Dreifelderwirtschaft und Flurzwang hören auf. Die gemeinsame Hütung und die Holzung werden eingestellt. Die bisher gemeinschaftlich genutzte Waid- und Weidenfläche wird aufgeteilt, die Weiden werden auf höhere Bewirtschaftung umgewandelt. Bemerkungsfähig kommen mit der Fort zu Auswuchs. Dadurch werden klare Grenzen geschaffen. Diese unter dem Namen „Separation“ bekannte Umgestaltung in der bäuerlichen Wirtschaftsumform erfolgt in Mauskow im Jahre 1840.

Die der Kirche, dem Pfarrer und dem Küster, von den Besitzern aufzubehalten Geld- und Naturalabgaben kommen 1878 ebenfalls zur Ablösung. Nicht alle Mauskower schließen sich dieser Vereinbarung an, so daß 1882 mit ihnen ein besonderer Vertrag geschlossen wird, der 1883 in Kraft tritt. Das Vermögenskapital wird von den Besitzern zum kleineren Teil in bar ausgezahlt, zum größeren jedoch als Rentenfuß aufgenommen.

Die Reformen des 19. Jahrhunderts bedeuten für die einzelnen Bauern und Kossäten wirtschaftliche Freiheit und wirtschaftlichen Fortschritt, bringen aber auch viele Nachteile mit sich. Der bäuerliche Hof wird zu einer Ware, die man nach Belieben verkaufen oder zerlegen kann. Unter jüdischer Mißhilfe beginnt daher auch in Mauskow eine Zeit, in der viele der großen Bauernhöfe und viele Kossätenwirtschaften zerfallen und zerfallen werden. Erst das Erfolgsglück des Jahres 1933 hat hier Einhalt geboten. Die Zerstückelung der großen Wirtschaften im 19. Jahrhundert gibt andererseits kleineren Besitzern, wie Wüdnern und Büdnern, die Möglichkeit, sich aufzuarbeiten und lassen, nachdem schon vorher die Klassen Kührin-Schwerin und Droschen-Burgwald die Gemarung des Dorfes wohl berührt und geschnitten, den Ort selbst aber nicht vürdichtigt haben.

Der Krieg von 1870/71 fordert wie der Freiheitskrieg auch unserer Gemeinde drei tote: Wilhelm Kraft, Ernst Einte und Julius Brisch.

Der Weltkrieg

Als im August 1914 der Weltkrieg ausbricht, eilen auch Mauskows Söhne zu den Waffen. Im Juni 1915 haben bereits 108

wehrfähige Männer unser Dorf verlassen. Frauen und Kinder übernehmen an ihrer Stelle die schwere und verantwortungsvolle Arbeit. Nachbarn unterstützen sich gegenseitig. Da aber die Zahl der zum Heeresdienst einberufenen Männer immer weiter ansteigt, müssen gefangene Russen ins Dorf geholt werden, damit die Felder bestellt und die Ernte geerntet werden kann. Auch Deutscher Wehrdienst ist sofort zu den Waffen gerufen worden, so daß Lehrer Schulte die 125 Kinder allein zu betreuen hat. Hülfeleistungen in der Landwirtschaft und das 1916 einlegende Sammeln von Brennholz, Holz und Weizenkörnern durch die Schulkindern machen zahlreiche und fortgesetzte Beurlaubungen erforderlich und führen den Schulbetrieb.

In rührender Weise sorgt die Heimat für die Kämpfer in allen Fronten. Spenden, Strümpfe, Handtücher, Kopfschärpen und Bismarck werden gesandt und gestiftet und ins Feld geschickt. Die Mittel dazu werden durch Sammlungen in der Gemeinde aufgebracht. „Arme und Weiche, ja selbst die Dienstboten sollen sich beteiligen.“ Der Winter 1917/18 ist in Mauskow über 2000 Mark gesammelt worden. Im nächsten Winter werden 200 Paar Strümpfe und 50 Hemden für die Soldaten angefertigt.

Den benachteiligten Leuten wie Sonnenburg und Kriestoff können Führer mit Lebensmitteln aller Art zugeführt werden. Für die deutschen Gelangenen werden 139,62 Mark, für die französischen 36 Mark, für die Russen 126,35 Mark und für Heeresgefangenen 51,85 Mark von den Dabeigewesenen gespendet.

Der Herbst des Jahres 1915 bringt auch die Einführung der Zwangsabgabe und gleichzeitig das Anheilen aller Pflüge. Die Zwangsabgabe unserer Gegner im ersten Winter in der Wehrkämpfer zur Verknappung der Lebensmittel. Die dadurch am meisten gefährdete Jugend wird aufs Land gebracht. Vom 15. Juni bis zum 8. Oktober 1918 sind in Mauskow 45 Berliner Kinder zur Erholung und zur Hülfeleistung in den Wirtschaften untergebracht.

Am schwarzen 9. November 1918 erleben die Mauskower die sinnlose Zerstückelung eines hier gelandeten Flugzeuges. Zwei Novembermänner mit Revolvern und roten Armbindern treten einige Tage lang als „Abgesandte“ auf und verschwinden dann mit den entsprechenden Gegenständen.

Der erste des schmerzlichen und entwürfenden Ende des großen Krieges, in dem 35 Söhne unseres Dorfes ihr Leben für ein besseres Deutschland geopfert haben. Auf dem Westfeldern, der ihnen am 1. Dezember 1921 geweiht wurde, sind ihre Namen zum Gedächtnis für die Nachwelt eingetragten.

Mauskow in der Gegenwart

Mauskow liegt im Kreise Hünneberg und gehört zum Amts- und Amtsbezirksgebiet Kriestoff. Das zutändige Amtsgericht befindet sich in Sonnenburg, das Landgericht in Frankfurt (Oder).

Die Mauskower Gemarung hat eine Größe von 1423,19 Hektar. Die Einwohnerzahl betrug am 1. Oktober 1933 544 gegen 349 im Jahre 1814.

Mauskow trägt heute wie früher das Gepräge eines Bauernorfes. Gegenwärtig gibt es hier 56 rein landwirtschaftliche Betriebe, von denen 19 erblosig sind. In der Dorfgemeinschaft sind weiter drei Familien als Deputanten im Dorf und vier Familien als Schnitter außerhalb Mauskows beschäftigt. Die Fort Kriestoff gibt einem Haushalt dauernde Arbeit. Im Winter finden verschiedene

dann arbeitssolche Ziegeleiarbeiter Verdienstmöglichkeiten beim Eintrag des Holzes, während im Sommerhalbjahr einzelne Frauen des Dorfes zur Arbeit in den Kulturen herangezogen werden.

Eine wichtige Erwerbsquelle für die Bewohner unseres Dorfes sind die beiden Mauskower Ziegeleien. Die Auswertung der hier abgegrabenen Sandtöne durch Ziegeleibetriebe ist alt. Die älteste Ziegelei Mauskows ist die Fortziegelei auf dem Richard Dohmannsches Gehöft gewesen. Schon 1794 wird sie erwähnt. Heute ist sie längst verfallen. Auch die Ziegelei von Schmidt und Vente haben den Weltkrieg nicht überdauert. Zurzeit sind in Betrieb die große Dampfziegelei von Kriestoff und die kleine Ziegelei von Karl Kühner. Die rege Bautätigkeit der Jahre nach 1918 hat die Aufstrebendsten bedeutsam anziehen lassen. Im Jahre 1936 sind allein durch die eine Dampfziegelei bei einer Beschäftigung von 45 Mann über 5 Millionen Steine verschiften der Ort fertiggestellt worden. Die werden mit der Bahn oder mit dem Auto zum Bau der Kulturen in den verschiedenen Ländern des Reiches verschifft. In den Ziegeleien finden 23 Mauskower Familien als Angestellte oder Arbeiter ihr tägliches Brot. Ein Mauskower ist als Bergmann in der Rangenfelder Braunkohlgrube beschäftigt. — Beschäftigt sind auch in diesen Zusammenhängen der Mauskower Teerofen, der schon 1665 bestand. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts ist er im Besitz der Familie Tornow, die 1717 aus der Blumenthaligen Heide einwanderte. Heute ist der Betrieb längst eingestellt. Die Ziegelei ist Erbschaft geworden.

Auch Handwerk und Gewerbe sind in Mauskow vertreten durch zwei Gasmischereien, 3 Kolonialwarenhandlungen, zwei Fleischereien, eine Bäckerei und eine Wassermühle. Weiter wohnen am Ort drei Maurer, zwei Maler, zwei Tischler, zwei Schmiedmacher, ein Strohdachdecker, ein Zimmermann, ein Schlosser, ein Schneider, ein Schmied, ein Schlosser, ein Stellmacher.

Der Rest der 140 Häuser, ein Stellmacher auf Beume, Angestellte und Rentner.

Seit 1906 ist Mauskow dem Eisenbahnnetz angeschlossen. Die bereits 1896 in Betrieb genommene Kleinbahnstrecke Kührin-Sonnenburg ist 1906 bis Kriestoff und 1915 bis Hammer weitergeführt worden. Mauskow hat eine eigene Haltestelle, die jedoch 2 Kilometer vom Dorf entfernt liegt. Die Postzustellung erfolgt seit 1931 durch die Postkutsche der Linie Droschen-Kriestoff-Bienitz-Droschen. Im vorigen Jahre ist die bisher bestehende Postagentur in eine Postfiliale umgewandelt worden.

Den Söhnen des Dorfes gegen Feuergefahr hat die 1915 gegründete Freiwillige Feuerwehr übernommen, die mit einer Handpumpe und einer Kleinmotorpumpe ausgerüstet ist. Zur schnelleren Beweglichkeit der Wehr ist 1937 ein Auto zum Transport der Geräte angeschafft worden. Zwei Feuerwehrsportler ernannt, die einen ein- und einen zweifachen Wasserfahrzeug. Größere Brandkatastrophen sind erfreulicherweise in der Ortsgeschichte nicht zu verzeichnen.

Zur Versorgung des Dorfes mit elektrischem Licht und elektrischer Kraft ist am 28. August 1919 die Elektrizitätsgesellschaft gegründet worden. Die Zahl der Wessenen liegt von 1919 bis 1936 von 66 auf 79. Der Verbrauch an Strom betrug 1936 27.818 Kilowattstunden gegen 3214 im Januar 1920. Zurzeit gibt es in Mauskow 650 Brennheizen und Motoren in Stärke von 241 PS.

Den Sparplan pflegt die seit 1905 bestehende Spar- und Darlehnskasse, die gleichzeitig auch den Einkauf von künstlichem Düngemittel.

ger und von Futtermitteln besorgt. Die Jahresbilanz der Kasse für 1936 weist in Altiva und Raffia rund 75 000 RM. nach. Die Mitgliederzahl beträgt 55.

Die nationalsozialistische Bewegung hat auch in Mautsow freudigen Widerstand geleistet. Die ältesten Mitglieder waren schon 1933 von der Straße und gründeten eine eigene Ortsgruppe. Erster Ortsgruppenleiter ist der Bauer Will Wierthel gewesen, dem 1937 einer der ältesten Kämpfer des Sternberger Landes, der Gahndrit Will Müller, folgte.

Zur Wollspilage in der Neumarkt vor 150 Jahren

Trotz der vielen Bestimmungen über die Bekämpfung der Wölfe in dem Lande trübten diese vierdekigen Räuber noch immer großen Schaden an. Amfich wurden in den Wintern Wollspilagen in der Zeit von Weihnacht bis Ostern beobachtet. Die Wölfe waren sehr listig ohne Ausnahme, ihren Mann zu stellen hatten" der für 2-3 Tage mit Lebensmitteln auszurufen war. Es wurden abgefeuert Prämien für alle und Wellwölfe ausgelegt und besonders belästigten gegenwärtige Wollspilager mit Fanggeräten aus dem Grenzland bei Berlin gelangt.

Aber aus den Wäldungen des benachbarten Polen wechselten im Winter doch nach den Bruchbezirken der Neumarkt stets hungrige Wölfe herüber und fanden auch Gelegenheit, Schafe und Zäuner, zu schlagen und zu würgen.

In Gutsch sah um 1780 der ausländische Konsult Christian Schiller als Nachfolger seines aus Polen gekommenen Schwiegervaters Jürgen Otto, der das Dorfwerk 1755 in Erbsohn übernommen hatte und eine große Schiere einrichtete. Schiller hatte einige Jahre hindurch in der Wirtschaft eine Beschäftigung; auf dem dürftigen Boden vernichtete Wollspilage die Gärten, durch die Boden verlor er dann 20 Schafe, 80 Würtgen ihm die Schale und dann in der Kammer noch 60 Zäuner, so daß von den 200 Würtgen, die er aus Polen ins Land gebracht hatte, nicht mehr viel übrig blieben.

Erst mit der Mobung der Bruchwäldungen

und Verhehlung verschwand allmählich die Wollspilage in der Neumarkt.

A. K., Berlin.

Wollspilagen im Kreise Landsberg in alter Zeit

Eigenartig berührt es uns, wenn wir in heutiger Zeit erfahren, daß etwa im Jahre 1719 noch Wollspilagen abgehalten wurden. In jedem Jahre, wenn früher Schnee gefallen war, stellte sich der fürstliche Jäger mit dem Jagdeigenen ein. Die Stadt Landsberg mußte nachgehenden Wagen und Treiber zur Verfügung stellen. So u. a. im genannten Jahre 800 Menschen mit einem Rossenaufwand von 300 Tausend. Merkwürdigerweise wurden nur 8 Wölfe erlegt.

Die verworrenen diese Bestimmungen über die Wollspilagen waren, ist daraus zu erkennen, daß ein jahrhundertelanger Streit zwischen den Groß- und Kleinbürgern bestand. Ein Erlass vom 16. Januar 1632 lautete das Wollspilagen allein die Verbindung, das Wollspilagen zu betreiben, aufgelegt wurde, wogegen die, welche Anspannung oder Feder besaßen, die Führer zu leisten hatten. Trotzdem dauerten seit 1670 die Beschwerden darüber von der einen, bald von der anderen Seite.

Nach einer Resolution von 1688 war das Wollspilagen eine Pflicht sämtlicher Einwohner einschließlich der Magistratspersonen. Später wurden die Großbürger von der Verpflichtung zum Wollspilagen in der rechtskräftigen Erkenntnis wider den Fürstlichen freigesprochen.

Der Stadt Landsberg war ferner die Verpflichtung auferlegt, bei Dummheit! einen Wollspilager zu unterstellen. Im Jahr 1719 wollte das Fürsttum der Stadt überlassen, die Anlegung eines Jagdortes aufzuführen. Der Magistrat protestierte aber energig gegen diese Neubelastung, so daß König Friedrich Wilhelm I. die Zurückweisung dieses Vorschlags befohlen wurde.

Diese Wollspilagen erinnern an die graue Vorzeit der Neumarkt. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts war sie ein großer dichter Wald, in dem Höhle- und Vertiefungen, tief Simple und Vertiefungen vorhanden waren. An Tieren waren damals zu verzeichnen: Kurosch, Wölfe, Otter, ja sogar Bären.

Lanius exubitor

Von Paul Ruthke

Zwischen den beiden kleinen Enden liegt die weite Feldmark, und diese Feldmark trägt noch ihr eigenes Gesicht: weißkalkige Ackerflächen, Koppeln und kleine Wälder mit lebendigen Grenzen, kleine Wälder und Simpfeld, freisund ins Feld gelangt, die von vergangenen großen Geschäften erzählen; irgendwo ein Dorf und selten ein Baum. Viele Wege gehen kreuz und quer durch die Landschaft, sie verbinden ein Dorf mit dem andern; die meisten teilen sich ab von der seltenen Wälderstraße, die wie ein silbernes Band von einer Stadt zur andern läuft. Wald ist weit und breit nicht vorhanden, und die dürftigen Anspannungen, die der Mensch hier angelegt hat, rechnen nicht mit und gebären auch garnicht wieder.

Dies ist so ganz das Gelände, das dem Lanius, dem Raubvögel, behagt. Eine freie Fläche muß er haben, hier und da einen Busch oder kleinen Baum für seinen Sitz. Ist dieser nicht vorhanden, begnügt er sich auch mit Fischen oder auch mit Licht- und Telefonleitungen, die schließlich schon überall hingefallen sind. Aber irgendeinen Sitz muß er haben.

Lanius exubitor ist ein knapp drosselgroßer Vogel. Singvogel und Raubvogel in einer Person. Er besitzt den Körper eines Singvogels, aber den Charakter und manche Eigenschaften eines Raubvogels. Schwarz und weiß ist sein Gefieder, wunderbar vereint. Einen kleinen, aber kräftigen Schnabel

besitzt er und sehr feste Eingeweide mit starken Strahlen. Man muß schon, wenn man den Lanius langsam und mit Gefühl vor sich hinführt, an etwas Eises, Mutiges, Mittertschenden, und in der Tat ist der Lanius ein kleiner, aber und mutiger Vögel. Wollspilagen haben ihm den Namen gegeben, Lanius von laniare, das heißt zerfleischen, und exubitor heißt wohl Wächter. Doch all die andern Reute, die brauchen zu tun haben und den Vogel kennenlernten, gaben ihm zahlreiche Beinamen, treffende und auch weniger treffende.

Dort, wo der Weg von der Straße zum Dorf abgeht, wo ein Stück Urland liegt, mit wildem Holz und freiem Buschwerk, und ein kleiner Bach durch einen Feld-Wald fließt, dann in einem verlassenen Hof zu stehen, dort hat sich ein Lanius niedergelassen. Seit ein paar Wochen ist er wieder da. Nur wenige Wälder in unserer Heimat, doch gleich nach der Bräuterei schon im August, erschienen einzelne und halten sich den ganzen Winter über bei uns auf. In den Wintermonaten bekommt man ihn auf den Wanderwegen öfter zu sehen, und es gibt Stellen, wo man ihn regelmäßig treffen kann.

Auf jenem Stück Urland gibt es die meisten Wälder weit und breit. Feste, schwarzgraue Wälder und rotbraune Brandwälder mit dem schwarzen Strich vom Schwanz bis zum Hinterkopf. Dort Singvögel leben hier, vornehmlich am Grabenrand, aber die

mag der Raubvögel nicht immer. Auch vieles andere gibt es hier, was dem Wälder behagt. Wenn eine Schneedecke die weite freie Feldfläche längst überzogen hat, daß das Raubvögel nicht mehr zur Oberfläche kommen kann, hier gibt es, unter niedrigerdeckeren, Strauchwäldern, Wäldern, wo kein Schnee hinfallt und grünes Gras zu jeder Jahreszeit lebt, und die Wälder kommen, um davon zu leben. Und weil die vielen Fasanen aus der ganzen Umgebung während der Schneedecke hierher gehen und das Land andere Schätze, findet sich hier auch manche andre Reute, in der Raubvögel gebrauchen kann. Darum lebt einer hier den ganzen Winter über bis in den Frühling hinein.

Es ist ein stiller und klarer Herbsttag. Auf der Telefonleitung sitzt der Lanius und schaut nach Weitem aus. Er hat verflüchtete Schätze in seinem Revier, die er ständig wechselliebt, benutzt, immer muß er auf hoher Warte sitzen.

Nun fliegt er ab, fliegt im Dogenflug, dem eleganten, ein ganzes Stück über den Wald, geht dann, falls er ein paar Meter in die Höhe und fliegt im selben Dogenflug, um seinen Revier zu erlangen. Man könnte sich auch einbilden, er bringe an einem unsichtbaren Faden rein im Wäldchen. Er rüttelt. Wenn man aber genau hinsieht, bemerkt man doch die arbeitenden Schwingen, um dann in der Höhe zu schlagen und den letzten Körper in der Luft an einem Punkt zu halten vermögen. Plötzlich fällt er abwärts wie ein gleitender Stein, bleibt noch einmal ein paar Meter über der Scholle hängen, um dann in die Erde zu schlagen. Vergebens aber nur diesem, sein Revier mühen; die Wälder, die er sah, rettete noch einmal rechtzeitig seinen Wälder. Er fliegt zurück zu einer andern Warte, und sitzt dort und wartet, wartet, bis er wieder einmal eine Wälder hüpfen sieht. Auch in diesem Wälder, der große Fälschungen. Er weiß wohl, daß es hier Wälder gibt, und er hat Zeit und wartet also.

So verläßt er es hier einmal und dort das nächste Mal; schlägt einmal fest und bekommt zu einer andern Stelle doch die Wälder. Man hört sie einmal, und dann wieder einmal, ein Lanius, der doch eigentlich selbst nur ein kleiner Wälder ist, hat Mühe, sie zu bewältigen.

Eine große Wälder ist sie für den Wälder. Den Wälder, den er nicht mehr mag, fliegt er in eine Weidenagel, wie es seine Art ist. Er hat dort schon manches aufgefunden. Aber doch ist er genug hat, und ganz Wälder hängen da, und er blickt sich von dieser Wälder, wenn die Wälder einmal knapp wird. Oder er verläßt sie auch und hängt sich neue. Es kommt ihm auch nicht darauf an, mal einen Wälder zu schlagen, eine Wälder, eine Wälder, oder einen Wälder. Es wird auch immer ein kleiner Kampf, aber der Lanius ist eben ein Kämpfer und trägt das Zeug eines Raubvogels in sich. Er schlägt einen Wälder, der wenig klein ist, als er selbst. Ist das etwa seine Wälder?

Er ist auch mutig und gerne angriffs-lustig. Der Wälder, der ahnungslos niedrig über des Wälders Revier fliegt, bekommt diese und Wälder an Kopf und Wälder, und nach, daß er weiterkommt. Aber doch ist abseits vom Weg auf eigene Rechnung etwas herumprojiziert, fliegt plötzlich einen Wälder um seinen Kopf und ein Knittern und Knittern, er fliegt seinen Schwanz irgendwo hin und macht einen Wälder, um einen Wälder, ohne sich noch einmal umzuwenden. Der Lanius ist ein feder Wälder und auch nicht ohne Humor. Sein Gefieder beansprucht er für sich, und auch seinen kleinen Wälder. Dabei er, eben nur zur Brutzeit, ist er einzeln. Jeder hat sein eigenes Jagdrevier.

Der stille Herbsttag ist angenehm und man sieht noch die Wärme der Sonne. Auch der Lanius sitzt sich wohl. Er sitzt wieder auf hoher Wälder und . . . singt! Ein recht primitiver Gesang, ein Singen, in dem man etwas davon! kurze, einzelne Triller, in kleinen Pausen vorgetragen, trillt und trillt, das zwischen ein breit-Schlag schlag, dann wieder trillt, das ist sein Gesang. Aber wegen die Zeit knappen. Schon in der Herbststunde, die schaut man sich noch fleißig an.

Blutiger Kampf im mittelalterlichen Königsberg



Burg
Zantoch

Die Geschichte unserer märkischen Heimat ist während der sogenannten Bagernzeit, also jenen Jahren, unter dem Regimente der Markgrafen (1324—1373), gekennzeichnet durch immerwährende Unruhen und eine kaum zu beschreibende Unfriedezeit. Ganz abgesehen von dem Zwischenpiel des falschen Valentinus, das das Gland in Stadt und Land noch beengte, waren Feinden, Raubrittertum und Begehrerei überall an der Tagesordnung. Vor allem schaltete und walte die machtgrißige Adel im Lande so selbstherrlich, als gebe es keinen Markgrafen und unter ihm; und nur auf wenigen Handelsstraßen, die im Schutze gut besetzter und mächtiger Städte (Berlin—Cölln, Fürstentum, Frankfurt a. O., Randesberg a. W. usw.) lagen, konnte der Kaufmann unangefochten mit seinen Warenzügen des Weges ziehen. Zwar trat im vierten Viertel des 14. Jahrhunderts unter der kurzen Regierung Karls IV. (1373—1378) vorübergehend eine merkwürdige Besserung der Zustände ein, um nach dessen Tode aber um so traurigeren Verhältnissen Platz zu machen.

Auch in der nächsten langen nicht alles so, wie es hätte sein sollen. Dort lag die Macht gumeist nicht in den Händen der „Bürgermeister und Ratsmänner“, sondern in denen von wenigen Patriziern, die mehr oder minder gut und stark, die „Wälfte“ auf dem Ratshause und aus dem Ratshause machten. Das war auch in der damals in der Neumark bedeutenden Stadt Königsberg der Fall, wo die von Schiltberg, von Stendal, Schulle, Grell und wie sie sonst noch geheißen haben, ionangeboren waren. Es waren dies, wie wir schon bemerkt haben, und z. T. auch gewalttätige Geschlechter, deren Wort damals alles galt und dem sie nichts als den nötigen Nachdruck zu verleihen wußten. Ein treffendes Beispiel dafür bietet das folgende, geschichtlich belegte Geschehnis:

Zeit langem schon lebten jene Herren auf Dieb und Etich mit den geistlichen Oberen — namentlich mit den Johannitern, die auf dem der Stadt Königsberg benachbarten Hofe Mörike die Besitznachfolger der eigentlichen Klosterkassatoren der Neumark, der Tempeler, geworden waren; und besonders zwischen ihnen und dem damaligen Komtur auf Mörike, Wisse von Döllmen, waren Reibereien und Streitigkeiten gang und gäbe. Eines Tages endlich, als diese beiden Kampfe wegen einer Braupanne, an der sowohl Wisse von Döllmen für seine Komturei, als auch die Patrizier für die Stadt Königsberg das Verhängnis geltend machten.

Angestrichen wie zu einem großen Kriegszuge zogen die Königsberger Bürger zum Tore hinaus gen Mörike, überfielen die Johanniter und setzten ihnen den roten Haug auf ihr Ordenshaus. Döllmen, der noch im letzten Augenblick zu fliehen vermochte, fand gar bald Zeit und Gelegenheit, beim Papste über die Gewalttätigkeiten der Königsberger Klage zu erheben, der daraufhin mit den schärfsten ihm zu Gebote stehenden Vergeltungsmaßnahmen drohte. Darob waren aber die Bürger von Königsberg derart erobert, daß sie alle die Bewegung festsetzten, um den Komtur Wisse von Döllmen in ihre Gewalt zu bekommen. Mit ihm benachbarten sie sich seiner schließlich auch und setzten ihn gefangen. In ihrer Wut trieben es die Königsberger sogar so weit, daß sie den geistlichen Oberen drohten, sie selbst zu handhaben. Lange Zeit lag Döllmen auf dem Mörikerhof, dem heute noch vorhandenen Turm der Stadtmauer, geschnitten. Endlich fand der Unglückliche jedoch eine Gelegenheit zur Flucht und damit zu erneuter Klageführung vor dem Papste und die Königsberger und deren Helfer: die von Weßel und die der Stadt benachbarten Bauern. . .

Jetzt traf der päpstliche Bannstrich die Stadt, und erst als die Bürger sich bußfertig ergaben und Befreiung gelobt hatten, wurde noch dreißigtägig Dauer des Banns wieder aufgehoben. Den Johannitern aber war die Stadt und ihre Umgebung gründlich verheert: 1382 verlegten sie deshalb den Sitz ihrer Komturei von Mörike nach dem Dorfe Willenbrunn.

Die geistlichen Herren waren übrigens in jener Zeit ganz allgemein den schwersten Anfeindungen ausgesetzt. So erlitten beispielsweise im Jahre 1400 die Einwohner der nahe der neumärkischen Grenze liegenden vommerischen Stadt Wahn den Meißner des Ordens in den flämisschen Wänden, Dietrich von Wismar. Seine Leiche wurde — gewiß eine Verwundlichkeit — in der altchemnitzer St. Marienkirche beigesetzt, dem Zupel unter den prächtigen Wandmalereien aus dem Mittelalter in der einst so berühmten und vielumkritenen Stadt Königsberg in der Neumark.

W. F. Zimmermann.

Die Heilung des Abtes von Himmelstätt

Als Himmelstätt noch ein Bistumsstift war — Jahrhunderte sind seitdem in der Zeiten Abgrund gerollt —, hat es dort einmal einen Abt gegeben, der den Speisen und Getränken recht zugehen war. Aber was für ein Abt! Er war so viel, daß er nicht nur dem Körper schmeckt und setzt den Geist in Unruhe. Schließlich war es mit seinem Magen derart bestellt, daß ihm nichts mehr munden wollte. Da sagte ihm eines Tages einer seiner Bedienten, der eben aus Landsberg, wo er als Hofarzt Besorgungen gemacht hatte, zurückkehrte: war: „Hochwürdiger Abt, ich höre in der Stadt von einem Manne, dem Gott in seiner großen Gnade die Fähigkeit verliehen hat, alle Krankheiten, Gebrechen und Beschwerden zu heilen, insbesondere auch Gemütskur zu bewirken. Verstehe. Wie wäre es, hochwürdiger, wollest auch Ihr nicht mal Euch an diesen Mann wenden, vielleicht kann er Euch helfen?“ Der Abt ging daraufhin mit sich und einigen seiner geistlichen Bedienten, die heilender Wissenschaft kundig waren, zu Rate, und man kam überein, den Wundermann aufzusuchen.

Als nun der Abt und die heilenden Mönche in Landsberg am Mühlenort angelangt waren, errichteten sie sich zunächst in einer dort gelegenen Herberge, ehe sie sich zu dem Hofarzt Mann, der am Worte in der Nachtfrage seine „Cura“ hatte, begaben. In der Gastwirtschaft trafen sie einen Edelmann. Der hatte ein fröhlich gedrehtes Antlitz, als dem zwei lustige Augenlein leuchteten. Als dieser von der Absicht des Abtes betriebs seiner Reiden vernahm, schüttelte er den Kopf und meinte: „Ehrwürdiger Vater, das wird Euch nicht wenig kosten, denn außer den Reisekosten wird der Vater oder was er sonst ist, zu dem Ihr wollt, Euch ganz gehörig scheeren.“ Der geistliche Herr entgegnete: „Ehrwürdiger Vater, ich habe selbst schon über diese Möglichkeiten nachgedacht, aber wenn ich wieder Speise noch Trank und nichts zu meinem Behagen mehr zu mir nehmen kann, dann würde ich gern zweiwundern Gulden hergeben, um soches wieder zu erreichen.“ Der Edelmann nickte und meinte: „Nur, wie Ihr wollt. Ich meine, Ihr könntet es billiger haben.“ Nach Herberst und Wehrgehet und verließ mit kurzem Gruß sporenflüßend die Herberge.

Als der Abt mit seinen Begleitern bald darauf den Wundermann in der Nachfrage auffanden wollte, wurde es plötzlich von fröhlichen Klängen gefolgt, ihm eine Kanne über den Kopf gegossen, so daß er nichts mehr

sehen konnte, und in ein bereitwilliges Geschick geronnen, das in solcher Güte aus dem Zantocher Tor Landsbergs herauszog und erst nach zweistündiger Fahrt, während welcher der unglückliche Klosterwächter unter Wehen und Stöhnen den Reiter des Geschicks auf dem Hofe fand, ihn doch endlich ankam. Klären, was das alles zu bedeuten habe. Der Führer des Wagens blieb jedoch stumm wie ein Fisch. Wüßig wurde halt gemacht. Der Abt, dessen Haupt noch immer von der Kappe umflutet war, wurde aus dem Wagen herausgehoben und in eine mitten im Walde gelegene Burg gebracht, wo er eingeschlossen und auf strenge Diät gesetzt wurde. Da konnte er nun erfahren, was eine so einfach-natürliche Kur in einem Falle wie dem seinen für eine ausgezeichnete Wirkung hat. Es bauerte seine acht Tage, da ließ er durch den Mann, der für ihn „Woh!“ sorgte, den Herrn der Burg um Erbarmen bitten, der Hunger habe sich wieder eingestellt. Jetzt ließ ihn der eigenartige Arzt vor sich rufen. Wie er klangte da der Abt! Das war ja der Edelmann, mit dem er in der Landsberger Scheune Zwiegespräche gepflogen hatte. „Ja“, lachte dieser drohend, „seht Ihr, nun seid Ihr wieder einigemmaßen gesund. Die Kur hat Euch nichts weiter gefolgt als ein wenig Hunger.“ Der Abt antwortete: „Euer Wohl ist nicht, das Ihr damals habt, wenn Euer Leben beibehalten werden würde, ausgehen wollen. Aber geht es für Kranke und Schwache meiner Wurcht! Ihr seid hier nämlich in Zantoch. Und nun laß ich Euch heimzuführen und gedenkt mich im Guten!“

Das ist die Geschichte von dem Wiedergefundenen eines Himmelstätters Abtes, die, wenn er für auch vielstündig mancherlei Gage, hat, so ein beachtenswertes Märchen wahrheit enthält. —

Inhaltsverzeichnis

Bauernkämpfe und Dorfgeschichten. Von Dr. Franz Rübke. Die Geschichte des Dorfes Rautow. Von Carl Schöller. Die Geschichte der Neumark vor 150 Jahren. Von A. R. Berlin. Wüstungen im Kreise Landsberg in alter Zeit. Von Dr. R. Berlin. Der Kampf um die Neumark. Wüstung Kampf im mittelalterlichen Königsberg. Von Dr. R. Zimmermann. Burg Jantoch. Von R. Weßel. Die Heilung des Abtes von Himmelstätt.

Schiffschiff: Curt Saffa.